



LITERATUR IN DEN SPRACHEN BERLINS 2024

Barbaros Altuğ

Die dunkelste Nacht eines langen Winters

Aus dem Türkischen von Johannes Neuner

am stärksten wächst der mensch an seinen enttäuschungen

Güneş ist verschwunden

Das Verschwinden von Güneş wurde in einer Lokalzeitung in Şile zu einer halbseitigen Nachricht. Polizeichef İbrahim Caymaz sagte in einer Stellungnahme, Güneş befinde sich zwar ganz zweifelsohne noch irgendwo, wo genau aber das sei, habe man – noch- nicht feststellen können. Bei besagtem Irgendwo, so hatte er es dem ihm wohlbekannten Reporter der Lokalzeitung in einer Mischung aus Ironie und Offenheit anvertraut, handele es sich weder um den afrikanischen Urwald, noch um eine tropische Küste oder eine Kneipe in Güneş' Heimatstadt Tekirdağ. „Er ist immer noch hier in der Gegend, in einer Ecke, in der wir zwar vielleicht schon nach ihm gesucht, ihn aber bislang wohl übersehen haben. Das ist hier ein riesiges Areal, wie du weißt.“

Die Polizei hatte die möglichen Erklärungen für Güneş' ebenso plötzliches wie spurloses Verschwinden auf drei heruntergebrochen:

- Entweder war er einem Verbrechen zum Opfer gefallen
- oder er hatte sich das Leben genommen
- oder er hatte aus eigenem Antrieb die Flucht ergriffen.

Güneş, ein einunddreißigjähriger türkischer Ingenieur, Familienschon und ehrenhafter Offizier der ehrenhaften türkischen Armee, hatte sich am dunkelsten Tag des Winters vom Fitnessstudio, das er viermal wöchentlich aufsuchte, auf den Weg zu seiner Wohnung gemacht, die Blick auf den Bosphorus bot und in der er alleine wohnte. Seine Mutter hatte im Polizeipräsidium still weinend sein letztes von der Kamera des Fitnessstudios aufgenommenes Bild betrachtet, das ihn mit seiner Schirmmütze und einer über die Schulter gehängten Sporttasche aus schwarzem Leder zeigte, und mit einem tiergleichen Instinkt, den nur eine Mutter verspürt, hatte sie gewusst, dass sie ihren Sohn nie wiedersehen würde.

Ich heiße Güneş

Von Güneş' Verschwinden erfuhr ich, als ich in der Straßenbahn, in die ich an dem Abend fälschlich gestiegen war, mit meinem Smartphone im Internet surfte. Auf den ersten Blick hatten wir außer der Namensgleichheit keinerlei Gemeinsamkeiten. Ich ein in Berlin lebender Schriftsteller in den Fünzigern, er ein zwanzig Jahre jüngerer Ingenieur bei den türkischen Streitkräften, die mich, der ich schwul war, niemals als Soldaten in ihre Reihen aufgenommen hätten.

Der Akku meines Telefons ging zur Neige, draußen war es dunkel geworden, und ich wusste, dass bestimmt keiner gewillt gewesen wäre, mir eine Auskunft zu erteilen, wenn ich nach dem Weg gefragt hätte. Als ich, um mit niemandem einen Blick wechseln zu müssen, mit tief über das Smartphone gebeugtem Kopf den ganzen Artikel gelesen hatte, stieg ich aus und gelangte, mich an Straßenschildern orientierend und aufs Geratewohl mal links, mal rechts abbiegend, an eine mir vertraute Kreuzung.

Nachts sehe ich inzwischen kaum noch etwas, ein weiterer Makel, den Menschen, die mich näher kennen, mir leider nicht absprechen können. Daher war ich hochofret, die Kreuzung erkannt zu haben. Wenn ich jetzt links abböge, müsste da ein kleines italienisches Restaurant sein, von dem aus ich, die erste rechts nehmend, geradewegs zu Fuß nach Hause gehen könnte. Und tatsächlich: das italienische Lokal. Als ich an der Glasfront vorüberging, hinter der an Tischen im Kerzenschein gegessen wurde, hörte ich Musik, die ganz leise war, aber gleichwohl eine deutliche Erinnerung in mir heraufbeschwor.

Es war mein erster Besuch in einem italienischen Restaurant, in Harbiye. Ich wollte eine Pizza essen und hatte dafür mein Taschengeld gespart. Das Lokal war einer der wenigen Orte, wo man in Istanbul überhaupt schon Pizza bekam. Mit siebzehn Jahren, in der Schuluniform des Jungengymnasiums, das ich damals besuchte, und einem etwas zu eng sitzenden Mantel kam ich vor seiner Tür an. Ich strich mir den Schnee von den Schultern, holte tief Luft und trat über die Schwelle des von Kerzenlicht beleuchteten Lokals, in dem zwar nicht unbedingt dieselbe leise Musik lief wie hier in dem Restaurant an der Ecke, aber doch zumindest eine ganz ähnliche.

Allein in ein Lokal zu gehen, das hatte für mich schon immer etwas Selbstverständliches. Obwohl mir mein gesamtes Umfeld – Familie, Freunde, die Bekannten meiner Freunde, Filme, Songs, Erzählungen – stets zu verstehen gab, dass ein solches Alleinsein eben ganz und gar nicht selbstverständlich, sondern vielmehr absonderlich oder zumindest außergewöhnlich sei. Ob in Worten, Bildern, Taten, Andeutungen oder Gesten.

Und ans Alleinsein gewöhnte ich mich mit der Zeit immer mehr, vor allem in Berlin.

In den Berliner Straßenbahnen gibt es, normalerweise am Ende eines Waggons, Sitze sozusagen „für anderthalb Personen“. Plätze, auf die außer dem, der dort sitzt, sonst keiner mehr passt – und ohnehin würde jemand mit sozialem Feingefühl es gar nicht erst in Erwägung ziehen, einem anderen dort auf den Pelz zu rücken. Jener halbe Platz neben dem bereits Sitzenden ist für alles geeignet, was dieser dort unterzubringen versteht. Ein Hündchen, eine alte, miauende Katze, die auf dem Rückweg vom Tierarzt in ihrem Käfig ein unzufriedenes Gesicht macht, die Einkaufstüte mit Kartoffeln, Gemüse und Fisch, welche auf dem Weg vom Büro noch rasch für das Abendessen besorgt worden sind, der Laptop samt Tasche, der den ganzen Tag herumgetragen wurde und nun zu schwer geworden ist, oder einfach ein paar überflüssige Kilos, die ein wenig nach den Seiten hin auszufern beginnen. Dieser Sitz steht meiner Empfindung nach für das Alleinsein ebenso sehr wie für die Freiheit, dieses nach Kräften auszukosten.

Und ebendort hatte ich den Artikel über Güneş gelesen, der mir jetzt, als ich nach Hause kam, nach wie vor durch den Kopf ging. Wenn ich auch in dieser Nacht noch nicht wusste, dass dieser andere Güneş es war, der mich einst zu jenen „anderthalb Personen“ machen würde, sollte er doch fortan stets in meinem Leben sein.

Erinnerung

Istanbul ist für mich eine Stadt der Erinnerungen. Es ist wie bei einem Besuch auf einem Friedhof. Ich entsinne mich der Tage, die ich mit meinem vor Jahren verstorbenen Großvater verbrachte. Er nahm mich mit in die kleinen Süßwarengeschäfte und Lokale von Karaköy, und stundenlang sprachen wir über das Leben, die Liebe und die Politik. Schon als ich den Kinderschuhen kaum entwachsen war, hatte er damit begonnen, mich weniger als Enkel, sondern vielmehr als gleichaltrigen Freund zu sehen und mit mir zu reden, als wäre ich ein Erwachsener.

Auch ich behandelte ihn mit der Zeit immer mehr wie einen Freund. Von meiner ersten Liebe habe ich in der Familie nur ihm erzählt. Ich hatte gerade mit dem Studium angefangen. Und ich musste einfach irgendjemandem davon erzählen, wie ich küssend, Händchen haltend und Zukunftspläne schmiedend durch die schmalen Gassen von Beyoğlu strich, so außer mir war ich vor Glück. Aber das Land und das Leben hatten andere Pläne, und so trennten sich unsere Wege. Am meisten schmerzte mich vielleicht, dass ich nicht zur Beerdigung meines Großvaters hatte kommen können, der starb, nachdem ich Istanbul verlassen hatte.

Wenn ich mir diese Stadt, die mich so geprägt hat, jetzt anschau, begreife ich, dass Istanbul eine Stadt der Gegensätze ist. Eine Stadt von Freude und Schmerz, von Liebe und Enttäuschung, Hoffnung und Hoffnungslosigkeit. Istanbul konnte einem schon immer das Herz brechen und es gleichzeitig heilen.

Als ich meine Augen schloss, hörte ich wieder den lauten, wohltönenden Ruf des Muezzins und wusste tief in mir, dass ich jedes Mal in diese Stadt zurückkehren würde, wie sehr sie mir auch wehgetan haben mochte. Denn jede meiner Erinnerungen an Istanbul gehört unzertrennlich zu mir, so wie ich unzertrennlich zu dieser Stadt gehöre.